

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

128 (2.6.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 22

Wissenschafft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 128

Nr. 22

Samstag, den 2. Juni

1928

Biedermeier

Von Willi Weils.

Wenn wir heute jenen Lebensabschnitt deutscher Entwicklung von 1815 bis 1847, den wir als traut anheimelnde Biedermeierzeit mit liebevoller Verehrung betrachten, trotz seiner stark politischen Einstellung überwiegend von einem kulturellen Standpunkte aus sehen, so gehen wir von einem Blickpunkte aus, der sich erst in den letzten zwei Jahrzehnten gebildet hat. Noch um die Jahrhundertwende pflegte man jene Zeit rein politisch zu sehen und nannte sie „Bormärz“, d. h. die Jahre, in denen sich die Umwälzungen der Märztage von 1848 vorbereiteten. Und wirklich ist ja auch diese Zeit außerordentlich politisch gewesen. Keine Regung im Leben der Nation, die mit der Politik nicht in Berührung gestanden hätte. In den Augen der Gegenwart aber wurde die politische Betrachtung zurückgedrängt vor der kulturellen. Das übermäßig hastende Lebenstempo der Gegenwart, der zunehmende maschinelle Betrieb auf dem Gebiet des Kunsthandwerks, das alles rosig verklärende Distanzbetrachtung ließen uns in der Biedermeierzeit das schöne Wunschbild einer behaglich-genießend dahinlebenden Welt schauen. Sie wurde „die gute, alte Zeit“ an sich. Müßiggang bewundern wir alle Lebensäußerungen jener seligen Zeiten, da der Großvater die Großmutter nahm. Die schwärmerische Anmut, mit der man der Freundschaft, der Liebe, den Frauen und seinen besonderen ästhetischen Lieblingen huldigte, ward uns ein beneidenswertes, unerreichbares Ideal. So haben wir uns eine romantisch gefärbte Scheinwelt aufgebaut, bei der das Gefühl mächtig wirkt. Und wenn dann bei der Herrschaft des Gefühls ein wenig Sentimentalität einfließt und ein leicht spöttelnder Unterton, in dem sich Geistesfreiheit und Nüchternheit merkwürdig mischen, so entsteht zwar kein sachlich richtiges Bild jener verschwundenen Zeiten, dafür aber eine Illusion, deren Liebesswürdigkeit uns entzückt.

Zwei markante Ereignisse begrenzen die Zeit, die man nach dem humoristischen Dichter Ludwig Eichrodt (1827 bis 1892), dem Verfasser der „Großen Literaturballade vom Schulmeister Biedermeier“, die Zeit des Biedermeier nennt. Am Anfang stand der Sturz Napoleons, am Ende die gewalttätige Erzwingung der parlamentarischen Regierungsform in Deutschland als Folge eines nicht gehaltenen Königswortes. Erinnerungen an das gegebene Wort erregten das „gerechte Mißfallen“ Friedrich Wilhelm III. und führten schließlich zu den brutalsten und lächerlichsten Unterdrückungen, die die Geschichte kennt.

Für die Presse wurde die Zensur eingeführt. Und nun brach über alle, die in Deutschland schrieben oder druckten, eine schonungslose Willkürherrschaft einer über den Gesetzen stehenden Polizei herein. Schriftsteller und Verleger standen den Rauten der Zensoren völlig machtlos gegenüber. In Anbetracht dieser traurigen Umstände mußte es nur natürlich erscheinen, wenn die Presse, in ihrer Entfaltung gehemmt, dahingeseht wäre. Aber gerade das Gegenteil war der Fall. Denn während die Regierungen alles taten, um eine freie Meinungsäußerung zu unterbinden, und den Gedanken nicht aufkommen lassen wollten, daß es neben der Allmacht der Bürokratie überhaupt noch einen Faktor von Bedeutung im öffentlichen Leben geben könne, hat die Presse gerade in jenen Zeiten sich aus einer Verbreiterin von Tagesneuigkeiten zu einer Vertreterin der öffentlichen Meinung entwickelt. Wohl wurden gleich nach den Befreiungskriegen Zeitungen verboten, deren Kritik an den Mächten der Regierungen unbequem war. Wie stark aber das Bedürfnis nach einer öffentlichen Aussprache war, beweist die Anzahl der literarischen Zeitschriften. Eine besondere Nüchternheit erlebten die Almanache und Taschenbücher, die als literarische Kleinfest, mit hübschen Stichen geziert, und oft in gestickte Seide gebunden, viel begehrt waren.

Der enge Polizeidruck und auch die allgemeine Armut, die nach langen Kriegsjahren zurückblieb, hielt die Menschen von einem Heraustrreten in die Öffentlichkeit fern. In den Städten gab es keinen Verkehr, wie wir ihn heute kennen. Über Karlsruhe bemerkt 1825 Barnhagen: „Das Leben ist das kläglichsche und langweiligste von der Welt. Der französische Gesandte legt sich im Sommer schon um 9 Uhr zu Bett.“ Noch langweiliger war Hannover; darum gelang es nicht, einen Schauspieler von Auf dort zu halten. In den häuslichen vier Wänden spielte sich das Leben des Biedermeier ab. Zwar war die alte aristokratische Gesellschaft verschwunden, aber ihre steifen Umgangsformen hatten sich fortgeerbt.

Die feinste Form des geselligen Lebens entwickelte sich in den Salons. Sie waren ein neutraler Treffpunkt aller geistig bedeutenden Menschen in den bescheidenen Räumen der Wohnung irgend einer Dame der Gesellschaft, die jene seltene Gabe besitzen mußte, das Letzte, Feinste und Tiefste aus dem Menschen hervorzulocken, die Gegenätze aneinanderprallen zu lassen und sie doch

wieder auszugleichen, und die trotz geistiger Anspannung die Füßen in der Hand halten mußte. Selbstverständlich konnten sich diese Gaben nur bei vereinzelt, geistig hochstehenden Frauen finden. Der bedeutendste Salon in Berlin war derjenige, den Barnhagen von Enge mit seiner geistreichen Gattin Rahel, geb. Levin, unterhielt. Hier pflegten die führenden Geister sich ihre Stellidichte zu geben; hier erlebte die literarische Kultur ihre Belebung und Verbreitung. In Jena war Jahrzehnte hindurch das Frommannsche Haus der Mittelpunkt einer geistig belebten Gesellschaft, zu der auch Goethe gehörte. In Weimar hielt Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, ihre glänzenden Abendgesellschaften, an denen die Größen Weimars teilnahmen.

Das hatte die damalige Gesellschaft vor der heutigen voraus, daß ihr der geistige Genuß die Hauptsache war. Denn die äußere Aufmachung war denkbar einfach. Hier zeigte sich die Armut der Zeit und die eigene Anspruchslosigkeit. Für die Beleuchtung sorgten Talglücker, die über rochen und leicht qualmten, so daß die Lichtputzschere nicht vom Tische kam. Zwei Talglücker anzustechen, war schon ein Luxus, Wachskerzen erst recht.

Ebenso einfach war die Bewirtung. Eine Berliner Gräfin lud den Historiker von Raumer ein: „Sie können jeden Abend zu uns kommen, wenn Sie mit Kartoffeln vorlieb nehmen, die in der Asche geröstet sind.“ Durchweg gab es nur Tee, den man aus kunstvollen Tassen trank, selten Brote. Man sah an einzelnen Tischchen oder am großen runden Tisch, der so recht geschaffen war für den Lichtkreis der „geselligen Flamme“ und der die Menschen anders zusammenbrachte wie heute.

Eine besondere Rolle spielten die literarischen Weinstuben. Ihr Typ ist die berühmte Stube von Lutter und Wegener in Berlin. Hier trafen sich die interessantesten Vertreter der Zeit, als ihr Mittelpunkt der phantasiereiche E. Th. A. Hoffmann und der Schauspieler Ludwig Debrient. Hier saßen sie Nächte hindurch im eifrigen Gespräch über Literatur und Schauspiel; hier sammelte sich ein lustiger Kreis fröhlicher Gesellen, von deren Genietreiben die seltsamsten Gerüchte umliefen. Aus dem Vorspiel von Offenbachs Oper „Hoffmanns Erzählungen“ ist diese Weinstube bekannt.

Das größte Interesse brachte das Biedermeier dem Theater entgegen. Es war eben der einzige Platz im öffentlichen Gemeinwesen, den die Angst der Regierungen dem Publikum nicht vorenthielt. Allerdings stand der Spielplan auf einer mäßigen Höhe; aus der Flut der Unterhaltungsdramen, die der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen sind, ragt nur Grillparzer in einsamer Größe hervor. Um so größer war der Kult, der mit Schauspielern und Schauspielerinnen getrieben wurde. Bis in die höchsten Kreise bestete sich die Teilnahme des Publikums weniger an das dargestellte Kunstwerk als an den Menschen, der es darstellte. Wesentlich anders wie um das Schauspiel stand es um die Oper. Das sah sich aus dem Schauspiel jener Zeit nur das erhaltene, das keinen Erfolg erringen konnte, weil es seiner Zeit voraussetzte, so war es mit der Oper gerade umgekehrt. Fast alles, was wir heute zum festen Bestand unseres Spielplans rechnen, ging in der Biedermeierzeit zum erstenmal über die Bühne. „Der Freischütz“, „Robert der Teufel“, „Die Hugenotten“, sowie die so beliebten Spieloper von Kreutzer, Lorking und Nicolai stammen aus jener Zeit.

Neben einer reich entwickelten literarischen Kleinkunst, wie sie in Tagebüchern, Briefen und Stammbuchversen zum Ausdruck kam, zählt die Biedermeierzeit eine große Anzahl dichterischer Gestalten. Goethe, Jean Paul und Tieck sind die Zeugen einer früheren Periode. Eichendorff, Uhland, Mörike, Chamisso, Platen, Lenau, Droste-Hülshoff und Heine sind die bedeutendsten Myriken der Biedermeierzeit. Börne begründete den modernen Journalismus. Die Romandichtung findet in Hauff und Zimmermann ihre Hauptvertreter. Eine Sonderstellung nimmt E. Th. A. Hoffmann ein. Kraft seiner besonderen dichterischen Gabe schaut er die Spitzgestalten einer sichtbaren und unsichtbaren Welt so lebendig, daß wir sie mit erschreckender Lebendigkeit vor unseren Augen zu sehen glauben.

Fast man die literarische Kultur der Biedermeierzeit zusammen, so ergibt sich, daß die Zeit, die mit autoritärer Selbstherrlichkeit von allem öffentlichen Leben abgeschlossen wurde, ein ungemein lebhaftes literarisches Interesse befand. Wenn auch die meisten Dichter fade Unterhaltungsschriftsteller waren, so gab es doch auch eine höhere Literatur, die auch ihr Publikum hatte. Viel stärker als der Einfluß Goethes oder Schillers, der erst nach 1848 einsetzte, war die Bedeutung Jean Pauls. Über die meiste Beliebtheit verfügte Heine. Sein geistreicher Wauerton, seine verblüffenden Bilder und Vergleiche, sein unerhöplicher Witz und das Thema von der unglücklichen Liebe schufen ihm ein großes Publikum. Rasch hatten sich die Romantiker überlebt. Mit Janfarenton kündete sich am Ende der dreißiger Jahre eine neue Generation an, die hinter sich selbst den Trennungsschritt zog.

Mit dem Vorwiegen des politischen Elementes in den vierziger Jahren ist die Poesie der Biedermeierzeit verfliegen. Aus der stillen Beschaulichkeit wird die Menschheit aufgerüttelt. Der ruhige Bürger vertauscht sein anheimelndes Heim mit der Öffentlichkeit; die Dichtung dient der Partei und geht auf die Straße. Damit ist das Zeitalter des wahren Biedermeier beschloffen. Als dann auf den Barrikaden die Schüsse knallten, da war das Biedermeier tot. Als etwas historisch Gewordenes, und in zeitliche Ferne gerückt, steht fortan die Biedermeierzeit vor uns als ein Traumbild, entgegen der hastenden Gegenwart, als der Inbegriff befeliger Beschaulichkeit, als eine kulturelle Insel der Seligen.

Die Entwicklung der Kindesseele

Christian Ufer, der Herausgeber der Internationalen Pädagogischen Bibliothek (Verlag Oskar vonde, Altenburg) brachte die zweite, neu durchgearbeitete Auflage des noch heute wegweisenden Wertes von Gabriel Compayré heraus. Jedenfalls beschränkt sich das Interesse an diesem Werke nicht allein auf Ärzte, Psychologen vom Fach, und etwa noch auf Frauen, die von Berufs wegen in der Kinderfürsorge stehen, sondern das Buch hat auch Eltern allerlei zu sagen. Es kann ihnen manche Handreichung tun: rechtzeitig auf drohende Schädigungen hinweisen und ihnen, andererseits, manche unnötige Sorge abnehmen. Im Irrtümern vorzubeugen: Die Entwicklung der Seele ist bei Compayré durchaus nicht in einem religiös-metaphysischen Sinne gemeint; er bezeichnet damit lediglich das langsame Erwachen des Kindes zum bewußten Ichsein. Daraus folgert eigentlich schon, daß er kein Anhänger der Theorien der vorgeburtlichen Einflüsse ist, die ja auch die Wissenschaft, soweit sie sich überhaupt dazu bekennt, nur in sehr unvollkommenem Maße nachweisen kann. Daß dadurch mit manchem erregenden Ammenmärchen ausgeräumt wird, ist gewiß gut; andererseits geben aber doch auch wieder manche Beobachtungen in der eigenen Kinderstube Veranlassung, überraschende Erscheinungen mit solchen Einflüssen in Verbindung zu bringen.

Die Psychologie des Kindes beginnt erst mit der Geburt. Von diesem Augenblick an vollzieht sich langsam eine Tätigkeit der Anpassung, der Anbequemung des kleinen Menschenwesens an die Umgebung, in der es zu leben berufen ist. Das Nervensystem wird nach Maßgabe seiner bisherigen Ausbildung und seiner fortschreitenden Entwicklung auf die fortgesetzten Erregungen durch die Gegenstände der Außenwelt antwortend. Das Gehirn, das täglich an Dichtigkeit zunimmt, wird nach und nach zum Ordner der Handlungen des Kindes und der Sitz des Bewußtseins.

Compayré führt die Beobachtungen verschiedener Wissenschaftler an ihren eigenen Kindern von den ersten Lebenstagen ab an. Die beobachteten Fortschritte derselben unterscheiden sich auf den einzelnen Gebieten des geistigen Wachstums im Tempo, ohne sonst wesentliche Abweichungen darzustellen. Compayré verbreitet sich zunächst über die ersten Formen der Tätigkeit: die Bewegungen, bei denen man schon bald automatische und instinktmäßige entdecken kann. Interessant ist, wie bald man schon hier Unterschiede zwischen dem normalen und dem idiotischen Kinde feststellt, durch die Art der Bewegungen, die übersteigert oder zu selten sein können, eben auf Idiotie schließen kann. Als Typus der instinktmäßigen Bewegung muß die Tätigkeit des Saugens festgestellt werden. Unter den vielfachen Bewegungen verdient besonders das Schreien Beachtung, zu dem erst ziemlich später das Ergreifen der Gegenstände tritt. Jede Mutter und Pflegerin weiß rasch die Veranlassung des Schreiens aus seiner Art zu erkennen; möglicherweise legt sie aber auch die erste Zeit mehr hinein als den Tatsachen entspricht. Die halbe Blindheit und Taubheit des Neugeborenen sind auch dem Laien bekannt, weniger aber die ursprüngliche enge Begrenzung des Gesichtsfeldes. Schon hier wird uns klar, daß die längste und gründlichste spätere Lehrzeit nie wieder solche Anforderungen stellt, wie sie die ersten Lebensjahre, ja, das erste Lebensjahr mit sich bringen. Überall zeigt sich auch beim Sehen die Mitwirkung des Gehirns. Die Vorliebe des Kleinkindes für leuchtende Farben ist bekannt; sie sind ihm gewissermaßen die erste Offenbarung der Sinnenwelt, von der es erst zur Formenwelt übergeht. Das Erkennen der Gegenstände und Personen schließt die Wahrnehmung der Gestalten und Formen in sich.

Wie durch die Bewegungen des Kleinkindes, so läßt sich auch durch die Unvollkommenheit des Sehens oft schon das idiotische und imbezile Kind erkennen. Daß man von keiner angeborenen Wahrnehmung der Entfernung sprechen kann, wissen alle, die auf die kindlichen Handbewegungen achten, die sich nach den fernsten Dingen ausstrecken; auch sie ist ein Ergebnis der Erfahrung. Das zeigt sich auch bei glücklich operierten Blindgeborenen. Man erinnere sich an die Wunderheilung des Blindgeborenen: „Ich sehe Menschen, als ob es Bäume wären!“

Was Compayré über Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen schreiben wird im allgemeinen von jedem aufmerksamen Beobachter bestätigt werden, ebenso, daß die angeborene Taubheit rasch schwindet, nur einige Stunden, höchstens Tage dauert. Daß die langsame Entwicklung des Riechens durch dessen Aus-

Losigkeit bedingt ist, leuchtet wohl ein. Ebenso, daß der erste Anstoß für das Kind seinen Körper als ihm selbst zugehörig zu empfinden, im Bewußtsein des Schmerzes liegt. Und wenn von uns Mittern wären nicht die ersten Gemütsbewegungen und ihr Ausdruck, die Unlustempfindungen infolge Hungers, beengender Kleidung und mangelnder Bewegungsmöglichkeit, des Schlafbedürfnisses und des Zahnens bekannt! Feinfühlig geht Compaire all diesen ersten Gemütsbewegungen nach, beschreibt die kleinen Leidenschaften, zeigt, wie auch die ersten Reigungen zu Eltern und Wärterin letzten Endes dem kindlichen Egoismus entspringen. Auch, was er über die eigentümliche aller Gemütsbewegungen, die Furcht, schreibt, und daß Furchtslosigkeit oft beim Kinde nur ein Mangel an Voraussicht der Gefahr bedeutet, das für nur eingebildete Gefahren Tränen hat, ist eine oft gemachte Erfahrung. Wer erinnert sich nicht aus der eigenen Kindheit dieses unbestimmten Grauens, besonders der Furcht vor der Dunkelheit. Wie rührend spiegelt sich diese Furcht in dem angeführten Ausspruch eines Kindes an seinen Kameraden: „Wir wollen nicht dahingehen; da ist niemand; man könnte uns etwas tun.“

Schwierig erscheint es mir, kurz Compaire's Gedankengänge über das Gedächtnis vor und nach dem Sprechlernen wiederzugeben. Daß das Gedächtnis nicht bis in die allererste Zeit zurückgehen kann, liegt schon darin, daß der notwendige Vereinnungspunkt, das Ich, noch gar nicht vorhanden ist. Aus eigener Beobachtung möchte ich hinzufügen, daß da, wo es sich um ein anscheinend erstarrtes weit zurückreichendes Gedächtnis handelt, sich dieses wohl auf den Erzählungen der Eltern aus dieser ersten Kinderzeit aufbaut. Daß das Gedächtnis in einer Art dem Bewußtsein vorausgeht, dafür könnte ich selbst einige schlagende Beispiele anführen. Besonders beachtenswert scheint mir auch das 7. Kapitel über die verschiedenen Formen der Phantasie zu sein, ebenso, was er anschließend über Bewußtsein, Aufmerksamkeit und Ideenassoziation bringt. Die Entwicklung des sittlichen Gefühls ist in der Erziehung verankert. Verfügt diese, so erwacht kein sittliches Gefühl, wenn es sich auch zunächst nur auf Ver- und Geboten der Eltern aufbaut und vom Kinde zunächst nur als eine persönliche, auf sich selbst zu beziehende Regel aufgefaßt wird. Zur Ausbildung der allgemeinen Idee vom Guten und Bösen, die erst nach und nach zur Ausbildung des Gewissens führt, bedarf es einer Kette von Erfahrungen. Daß Compaire sich gegen eine Verehrung der Lügenhaftigkeit wendet, sie fast immer als Erziehungsfehler, d. h. als durch Furcht hervorgerufen bezeichnet, ist mir besonders sympathisch. Gewiß gibt es Familien, in denen die Lüge zu Haus ist; das scheint mir eher auf einem berechneten Erziehungsfehler, als einer angeborenen Eigenschaft zu liegen. Er unterscheidet scharf zwischen dem Spiel der kindlichen Phantasie und der Lüge; wer denkt dabei nicht an Dehmels reizendes Gedicht vom Weihnachtsmann! Tief traurig ist das Kapitel über Geistesförmung der Kinder, bei der sich so oft recht deutlich die Wahrheit des: „Ich will die Sünden der Väter heimfuchen,“ beweist. Im Schlußkapitel faßt Compaire nochmals das Ichgefühl und die Persönlichkeit zusammen. Man wird ihm bestimmen, daß das Ichgefühl dem Gebrauch des Wortes vorangeht, daß die Sprache wohl die Hervorstellung genauer bestimmt, aber keinesfalls begründet. Kennen wir doch alle Kinder von einem recht frühzeitigen Persönlichkeitsgefühl, die trotzdem recht lange in der dritten, manchmal sogar auch in der zweiten Person von sich sprechen. Das Studium seiner wertvollen Forschungen auf dem Gebiete der Kinderpsychologie kann nicht warm genug empfohlen werden.

Marie Schloß.

Mag Mohr: „Venus in den Fischen“. Roman. (Verlag III-Stein, Berlin.) — Das Buch ist prickelnd und spannend, es hat die flotten Dialoge des geliebten Dramatikers und den Witz einer scharfen, lebendigen Beobachtungsgabe. Mag Mohr gelangte mit seinen beiden Bühnenwerken „Improvisation im Juni“ und „Kamper“ in Karlsruhe zur Aufführung.

Bachs H(-Moll)-Messe in Baden-Baden

Zum Abschluß und wohl auch zur Krönung der drei Werberveranstaltungen, welche der Verein „Symphoniehaus“ im Badener Kurhaus inszenierte, hatte man Bachs hohe Messe gewählt und für das herrliche H(-Moll)-Werk als Ausführer die 280 Mitglieder der Berliner Singakademie verpflichtet, die bekanntlich auf dem Gebiet klassischer Choraufführungen eine gewisse Monopolstellung anstrebt und neuerdings insbesondere bei der Wiedergabe Bachscher Vokalwerke mit dem Hochschulchor von Siegfried Ochs stark rivalisiert. Sie ist ja jetzt gerade auf dem Wege, diese Meisterwerke Bachs unter ihrem Leiter Prof. Dr. Georg Schumann in der Schweiz und in Italien (Mailänder Scala) mehrmals zur Darstellung zu bringen.

Wenn man indessen, wie schon der äußerst starke Zulauf bewies, in allem und jedem eine imposante Spitzleistung erwartet hatte, so waren derlei Hoffnungen doch ein bißchen zu hoch gespannt. Der Chor freilich war in stimmlich recht bedeutender Disziplin, vor allem sein Frauenmaterial schien von wirklich hervorragender Qualität und belohnte in der Klangfülle sowie in delikater Klangfarbe oft außergewöhnliche Chorerziehung. Tenor und Bass waren dagegen nicht immer ihren Aufgaben gewachsen und verletzten namentlich an markigen Stellen wiederholt die Schönheitsgesetze. Bei den Solisten ergab sich das ungefähr gleiche Bild. Auch hier stand der kultivierte Sopran Lotte Leonard sieghaft oben, und neben ihr erfreute nicht minder der in den Registerübergängen ungemein ausgeglichene Alt der Kammer Sängerin Emmy Reiser, während sowohl Antoni Rohmann (Tenor) wie Prof. Albert Fischer (Bass) sich zwar verdientvoll, aber keineswegs so überragend beteiligten, daß man von einem erstklassigen und absolut erlebnisreichen Solistenquartett berichten könnte.

All dies jedoch hätte kaum weiter geführt, wenn wenigstens die Gesamtauführung von einer bewingenden Kraft getragen gewesen wäre und in höchstem Maße aufgerichtet hätte, anstatt allgemach in einer durchschnittlichen Chordarbietung zu veranden. An Georg Schumanns Taktstodführung fehlte aber von Anfang an jede souveräne Freiheit der Bewegung und somit jeder Reiz der Impulsivität, die wie eine unheilbar vorwärtstreibende Gewalt, wie ein roter Faden im wahrhaft produktiven Nachschaffen fühlbar werden muß. Viel zu sehr ward das Ganze auf Akratie und Tradition angelegt, und wenn man z. B. auch des Dirigenten Auffassung vom

Neues aus der Naturwissenschaft und Technik

III. „Laßt die Männer um mich sein.“

Dieser Ausspruch, den kein geringerer als Shakespeare Julius Cäsar in den Mund legt, hat, wie sich eben an wissenschaftlich bearbeiteten Material erweist, durchaus seine Berechtigung auch in unserer Zeit. Dr. B. Rohden hat nämlich experimentell festzustellen gesucht, was für Typen in körperlicher und geistiger Hinsicht sich am meisten bei Verbrechern finden. Deshalb untersuchte er 150 gesunde und 91 geistestranke Inhaftierte, und konnte nachweisen, daß zwischen den einzelnen Körperbautypen und der Art und Häufigkeit der Verbrechen gewisse Beziehungen bestehen. Besonders interessant ist, daß der sogenannte pyknische Typ bei Verbrechern weit seltener angetroffen wird, als der sogen. athletische. Der pyknische Typ, oder kurz der Pykniker, ist ein Mensch, welcher etwas behäbig, phlegmatisch ist, und zu Fettsack neigt. Es ist der Typ, welcher viel leichter an Stoffwechselkrankheiten leidet und eher zu beeinflussen ist, als etwa der athletische, worunter man sich allerdings nicht etwa den Athleten des Zirkus und der Varietébühne vorzustellen hat. Gewiß ähnelt auch unser athletischer Konstitutionstyp diesem Berufsathleten in mancher Hinsicht, z. B. im Knochenbau. Es ist im Gegensatz zum Pykniker schlanker, muskulöser, fast immer größer an Statur, und was Charakterveranlagung anbetrifft, lange nicht so leicht zu beeinflussen. Statistisch ergibt sich nun folgendes Bild: Bei den Pyknikern finden wir hauptsächlich Individuen, welche nur 1—2mal gefürchtete Handlungen, bei den Athleten dagegen 4—5mal Verbrechen begangen haben. Allein schon aus dieser knappen Gegenüberstellung wird ersichtlich, daß wir es bei den letzteren viel öfter mit Mordfällen zu tun haben. So finden wir auch Diebstähle und Eigentumsvergehen 2—3mal so häufig, als bei Pyknikern, bei denen auch die Verbrechen an der Person selten sind.

Es ist somit bewiesen, daß der Ausspruch, der als Überschrift dient, durchaus zu Recht besteht, denn wenn es heute auch klar ist, daß es keine ausgesprochene Verbrechertypen gibt — der Psychologe richtet sich nicht mehr nach dem angewachsenen Ohrflappchen und der niedrigen Stirn —, existieren doch Merkmale in körperbaulicher Hinsicht, welche den Schluß erlauben, daß bestimmte Typen weit eher zum Verbrechen neigen. Die „dicken Männer“ gehören nicht dazu.

IV. Die Sonnenlichtbehandlung keine Errungenschaft unserer Zeit!

Bernhard, der zu Beginn unseres Jahrhunderts in Gamaden im Oberengadin 1700 Meter über dem Meeresspiegel die erste Heilanstalt auf lichtphysikalischer Grundlage errichtete, und dessen Nachfolger Kollier in der französischen Schweiz die Behandlungsmethoden weiter ausbaute, sind durch die Erfolge, die sie namentlich auf dem Gebiete der tuberkulösen Geschwüre nachweisen konnten, berühmt geworden. Es wurden dann noch ähnliche Anstalten nicht nur in den Bergen, sondern auch im Flachlande gegründet, die bekannteste ist die von Bier in der Nähe von Berlin. Die Veranlassung zum Ausbau dieser Heilmethode fand Bernhard ganz durch Zufall, als er sah, wie Wunden (namentlich Operationswunden) in der Sonne viel schneller und sicherer heilten, als unter einem Verband. Er machte dann daraufhin seine Ver-

suche mit Geschwüren und ist in der Tat derjenige, auf dessen Arbeiten wir heute unsere Erfolge in der Lichtbehandlung zurückführen können. Er war aber nicht der erste. Auch schon Herodot und der griechische Arzt Hypokrates, der etwa um 400 von Christi lebte, und auf der Insel Kos eine Medizinschule errichtet hatte, waren nicht die ersten Vertreter dieser Heilbehandlung, denn bereits 3000 Jahre vor Christi — die Ausgrabungen, die soviel über die alte ägyptische Kultur zutage förderten, haben uns auch hierüber Aufschluß gegeben, — finden wir schon bei den Ägyptern Sonnenanatorien, die mit allen Mitteln ausgerüstet waren, wie wir sie auch heute bei der ganz modernen Behandlung verwenden. Selbst Liegestühle, große Strohhüte und Sonnenbrillen fehlten nicht, denn auch damals schon war die Tatsache bekannt, daß eine übermäßige Bestrahlung dem Körper mehr schadet als nützt, wie wir ja heute wissen, daß eine Bestrahlung von 8 Stunden das Höchstmaß darstellt, vorausgesetzt, daß der Körper sich durch Bildung von Schutzstoffen (Pigments) bereits der Bestrahlung und dem Klima „angepaßt“ hat.

V. Spitzbergen — nicht Svalbarde?

Die norwegische Regierung hat im vorigen Jahre ihre Besitzung Spitzbergen in Svalbarde umgetauft, und zwar konnte sie sich dabei auf die Anschauung fast aller Forscher, so auf Storms, Bugges, Nachsens, Ranfens und Björnbofs stützen, die auf Grund ihrer Untersuchungen zu der Ansicht kamen, daß Spitzbergen und Svalbarde dasselbe sei. In alten isländischen Annalen tritt der Name Svalbarde zum erstenmal im Jahre 1194 auf. Die erste überlieferte Segelanweisung zur Fahrt nach Svalbarde gibt die Sturlubok um 1230. Weitere Anweisungen geben die Hausbofs, die um 1325 geschrieben wurde, und schließlich die von J. Vardhöns stammende Beschreibung Grönlands vom Ende des 14. Jahrhunderts. Aus diesen Segelanweisungen versuchten die Nordlandforscher die Lage Svalbardes abzuleiten und kamen fast einstimmig zu dem Ergebnis, daß Svalbarde Spitzbergen sein müsse. Mit dieser Frage hat sich nun der dänische Geograph Holm auseinandergesetzt. Er kommt nach sorgfältigen Überprüfungen der Entfernungszahlen und Richtungsangaben dieser Segelvorschriften und nach Vergleichung der ältesten Karten des Nordens zu dem Ergebnis, daß unter Svalbarde auf keinen Fall Spitzbergen gemeint sein könnte. Vielmehr ist darunter wohl die Ostküste von Grönland und zwar die Gegend von Scoresbyfund zu verstehen. Damit bestätigt Holm die Ergebnisse der Forschungen seines Landmanns Rafn, der bereits einige Zeit früher zu der Erkenntnis kam, daß Spitzbergen mit Unrecht als Svalbarde bezeichnet wird. In geographischen Kreisen verfolgt man mit lebhaftem Interesse diese Auseinandersetzungen der beiden Gelehrtengruppen — ohne vorerst Stellung zu nehmen. Es kann als sicher gelten, daß durch diese Meinungsverschiedenheiten, gleichgültig, wie sie enden, wichtige Ergebnisse für die Nordlandforschung erzielt werden, denn es rückt den gesamten Fragenkomplex in den Vordergrund, inwiefern nämlich im früheren Mittelalter die hohen Nordlandküsten bekannt waren. In dieser Hinsicht ist die Wissenschaft noch nicht weit fortgeschritten, obwohl anzunehmen ist, daß die Wikinger und andere nordische Seefahrer bestimmt in das Polarmeer vorgestoßen sind. Zahlreiche skandinavische, isländische und schottische Sagen und Dichtungen lassen die Annahme wenigstens zu. Natürlich trieb diese Menschen nicht wissenschaftliches Interesse, sondern Abenteuerdrang, und vielleicht auch das Suchen nach Jaggründen und nach neuen Wohnplätzen.

„Phrie“ akzeptiert und sich mit dessen breitem Aufbau in ehernem Quader gleichsam einverstanden erklärt, so hätte immerhin die Dauer von ¼ Stunden, die es allein dadurch zu übermächtiger Temperamentsäußerung erhoben werden müssen. Nicht anders wirkte die Linienführung der folgenden Teile; selbst das gewaltige Credo erfuhr in seinen Einzelabschnitten keinen von Blut und Leben, von Frische und Leidenschaft erfüllten Aufbau, sondern Bachs eminenten Formensinn scheiterte auch hier an dem Tempoproblem, gegen das nicht nur der eingeschworene Zukunftsmusiker, sondern jeder auf sein inneres Ohr vertrauende Intimitätsfanke starke Bedenken erheben und dem er mitleidende Gefolgschaft einfach versagen mußte.

Was letzten Endes die Aufführung weder zu einem festlichen noch zu einem feierlichen Ereignis werden ließ, war leider auch das völlige Vergehen des begleitenden Orchesters. Der Berliner Chor, sonst bei der Verwirklichung seiner Absichten an die instrumentale Mitarbeit der Philharmoniker gewöhnt, fand in der Badener Kurkapelle geringe Unterstützung. Mit der einzigen Ausnahme des Konzertmeisters Ahmus genügten die Solovertreter von Flöte, Oboe, Fagott, Horn und Trompete nicht entfernt den langzeitmäßigen Anforderungen. Zum Glück sah wenigstens an der Orgel in Prof. Fritz Weismann (Berlin), ein Musiker, der achtbares Können unter Beweis stellte und bei dem daher der obligate Orgelpart wohl aufgehoben war. Warum ließ man überdies den ganzen Abend den Bühnensaal helleleuchten, ein Umstand, der ebenfalls jede Konzentration erschwerte, und die Aufmerksamkeit unnötig ablenkte?

S. Sch.

Joseph Hergeshimer: „Der bunte Shawl“. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Cohen-Borthheim. (Romane der Welt. Th. Anvar Nachf. Verlag, Berlin W 50). In Gangelin geb. 2.85 M. — Dieses malerische Buch Hergeshimers spielt zur Zeit der kubanischen Freiheitsbewegung in Savanna und schildert die vielfachen Verwicklungen dieser intrigenreichen Zeit. Eine leuchtende Carmenfigur, die spanische Tänzerin La Clavel, bringt in diese politische Atmosphäre den Zauber ihrer schillernden Persönlichkeit, die sie mit leidenschaftlichem Temperament in den Dienst der politischen Mission stellt.

Paul Rosenhahn: Die Drei auf der Platte. Novellen. (Verlag Josef Singer, Berlin.) — Es ist schwer zu sagen, welche von den sechs Novellen dieses Buches, vereinigt unter dem Gesamttitel „Die Drei auf der Platte“ die beste ist. Jede ist in der Eigenart des Einfalls, in Wurf, Spannung und Sprache ein kleines Meisterwerk. Jede ist von der anderen grundlegend verschieden — fast jede spielt in einem anderen Lande — und jede einzelne bringt einen Konflikt, der den Leser aus einer Verblüffung in die andere hebt — jede endlich führt zu einer Schlussszene, die alle Kombinationen des Lesers über den Haufen wirft.

Bücheranzeigen

Meiers Geographischer Handatlas. Siebente, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 101 Haupt- und 115 Nebenarten, sowie alphabetischem Namensverzeichnis mit Nachtrag. In seinen gebundenen 2 Bänden. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.) — Es ist ein gutes Zeichen für die Beliebtheit, deren sich Meiers Geographischer Handatlas erfreut, daß schon 2 Jahre nach Erscheinen der letzten Auflage eine neue herausgegeben werden konnte. Diese siebente Auflage ist wiederum nach jeder Richtung hin ausgebaut und vervollkommenet. Vermehrt ist die Anzahl der Blätter von 92 Haupt- und 110 Nebenarten auf 101 bzw. 115. Viele Kar-